Zeitschrift: Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden

Herausgeber: Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden

Band: 113 (1983)

Artikel: Zur Entwicklung der Architektur in Graubünden zwischen 1840 und 1940

Autor: Hartmann, Kristiana

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595697

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Entwicklung der Architektur in Graubünden zwischen 1840 und 1940

Diskussion um «Tradition und Moderne», um Eigenständigkeit oder «fremde» Einflüsse*

Von Kristiana Hartmann

Inhalt:

Seite

1. Einleitung 28
2. Zur Quellenlage und zum Stand der Forschung 28
3. Tradition *und* Moderne? Tradition *oder* Moderne? 30
4. Die vier Entwicklungsphasen der bündnerischen Architekturgeschichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert 31
   - 4.1 Klassizismus 31
   - 4.2 Holzstil, Belle Epoque und Bundesrenaissance 41
   - 4.3 Heimatschutzarchitektur 47
   - 4.4 «Neues Bauen» 58

* Überarbeitete Fassung eines am 19. Dezember 1978 im Schosse der Historisch-antiquarischen Gesellschaft in Chur gehaltenen Vortrags.

1. Einleitung

Der Architekturentwicklung des Kantons Graubünden zwischen 1840 und 1940 liegt, trotz wechselndem stilistischem Habitus, eine übergreifende Diskussion zugrunde. Da die Inhalte dieser Diskussion noch heute die Baugespräche beflügeln, da die Spannung zwischen Tradition und Moderne in den letzten Jahren sogar wieder zugenommen hat (Denkmalschutzjahr, Altstadtgesetzgebung), sehe ich in der historischen Aufarbeitung dieser Fragen einen eminent aktuellen Bezug. Ich werde mich in der Folge auf 4 Teilbereiche dieser Entwicklung konzentrieren, um an ihnen die Bedeutung dieses dialektischen Begriffspaares «Tradition und Moderne» für unsere Geschichte, für unser politisches Selbstverständnis und unser soziales Leben aufzuzeigen. (1. Klassizismus 1840–1880, 2. Holzstil 1880–1900, 3. Heimatschutzarchitektur 1900–1920, 4. Neues Bauen 1920–1940).

2. Zur Quellenlage und zum Stand der Forschung

Der Kanton Graubünden verfügt über verschiedene Arbeiten, die die kulturgeschichtlichen Probleme des baukünstlerischen Schaffens im allgemeinen und die technischen Probleme des Bauens im engeren Sinne thematisiert haben. An erster Stelle müssen die Arbeiten des aus Dresden stammenden Kunsthistorikers Erwin Poeschel[1] genannt werden. Ausgehend von einem ihm aus gesundheitlichen Gründen auferlegten Kuraufenthalt auf dem «Zauberberg», in Davos, hat er die bündnerische Baukultur in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts intensiv erforscht und extensiv beschrieben. Zu nennen sind ausserdem – ohne eine lückenlose Aufzählung in Anspruch zu nehmen – der Kulturhistoriker und Pfarrer Benedikt Hartmann,[2] der in München ausgebildete Kunsthistoriker

[1] Vgl. dazu u.a.: Poeschel, Erwin: Das Burgenbuch von Graubünden, Zürich 1930. – Ders.: Das Bündner Haus, in: Appenzeller Kalender 1932. – Ders. Das Engadiner Haus, in: Inntal. Der Bergsteiger, 1935, Heft 9. – Ders.: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Bd. 1–7, 1937–1948. – Ders.: Bündner Kunst, in: Rätia, Jg. 2, 1938/39, S. 305. – Ders.: Chur vom Altertum bis ins späte Mittelalter, in: Bündner Monatsblatt 1945, S. 1–64. – Ders.: Zur Kunst und Kulturgeschichte Graubündens. Ausgewählte Aufsätze. Hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte... und der Kantonalen Denkmalpflege Graubünden, Zürich 1967. – Ders.: Das Bürgerhaus im Kanton Graubünden, Bd. 12, 14, 16 des Werkes: Das Bürgerhaus der Schweiz.

[2] Hartmann, Benedikt: Augen auf! Aus unsern Städten, Dörfern und Häusern, Chur 1906–09, aus: Bündner Kalender 1907–10. – Ders.: Die volkserzieherische Bedeutung der Heimat-Schutz-Bewegung mit besonderer Berücksichtigung der Schule. Korreferat am bündnerischen Lehrertag in Poschiavo 1911, aus: «Schweizerische pädagogische Zeitschrift», 1912, Heft 1. – Ders.: Vom Bündner Heimatschutz, Basel 1931, in: «Heimatschutz», Jg. 26, 1931. – Ders.: Erwin Poeschel, der Erforscher der Kunstgeschichte Graubündens 70 Jahre alt, aus: «Basler Nachrichten», 22. Juli 1954. – Ders.: Dr. Erwin Poeschel 70jährig. Der Sonderfall, Graubünden einmal anders, aus: «Der freie Rätier», 23. Juli 1954.

Ulrich Christoffel,[3] der Zilliser Bauforscher Christoph Simonett,[4] der Barockspezialist Arnoldo Zendralli,[5] der Benediktiner Pater Iso Müller[6] aus Disentis und natürlich in neuerer Zeit die Arbeiten der kantonalen Denkmalpflege und ihrer Vertreter.

Übergreifende Publikationen der letzten Jahre, wie zum Beispiel die «Kunstgeschichte der Schweiz» von Joseph Gantner und Adolf Reinle (1962) oder das «Bauen und Wohnen in der Schweiz» von Othmar Birkner (1975) diskutieren selten oder kaum die spezifischen Probleme des Alpenkantons.

Die Quellenlage zur Architekturentwicklung des letzten Jahrhunderts ist denkbar gut; die Ausarbeitung der Quellen ist abgesehen von Ausarbeitungen spezieller Einzelfragen der bündnerischen Baugeschichte denkbar schlecht. Es gibt keine zusammenfassende Architekturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts in Graubünden. Es gibt jedoch eine heute noch sinnlich erfahrbare Baukultur dieser vom Tourismus, den neuen Verkehrs- und Gewerbeinstitutionen geprägten Epoche, die aber nicht selten der Spitzhacke zum Opfer fällt. Eine intensive Inventarisierung, d.h. Bearbeitung und Dokumentation dieser Objekte, die die Bausachverständigen und Bauverantwortlichen unseres Kantons für die besonderen gestalterischen Qualitäten dieser Zeit sensibilisieren würde, fehlt. Eine Ausnahme macht das inzwischen in Buchform erschienene «Inventar für neue Schweizerische Architektur» (INSA), das 1975/76 durch die Betreuung von Hans Peter Rebsamen aus Zürich die Bauten der Stadt Chur zwischen 1850 und 1920 im Kurzverfahren dokumentiert hat.

Die Tagesprobleme der Kantonalen Denkmalpflege selbst überschatten leider nach wie vor eine vertiefte Forschungstätigkeit in bezug auf Inventarisierung, Beschreibung, Bewertung und Interpretation der neueren Baugeschichte. Der Schutz der exklusiven Einzelleistung (Malerei, Fresken, Kunsthandwerk), ausgewählter Architekturleistungen der vorindustriellen Zeit, Kir-

[3] Christoffel, Ulrich: Die Architekten Nikolaus Hartmann und Martin Risch, in: Bedeutende Bündner aus fünf Jahrhunderten, Bd. II, Chur 1970, S. 550 ff.

[4] Simonett, Christoph: Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden, Basel 1965, 2 Bde. – Ders., u.a.: Schlösser und Paläste Graubündens, Chur 1969

[5] Zendralli, Arnoldo Marcelliano: Misoxer Baumeister und Stukkatoren in deutschen Landen im 17. und 18. Jahrhundert, in: «Bündner Monatsblatt», 1927. – Ders.: Graubündner Baumeister und Stukkatoren in deutschen Landen zur Barock- und Rokokozeit, Zürich 1930. – Ders.: Die geschichtlichen, baulichen und künstlerischen Denkmäler des Misox, in: «Rätia», Jg. 5, 1941/42, S. 69–76. – Ders.: Der Heimatschutz in Italienisch-Bünden, in: «Bündner Schulblatt», Jg. 12, Nr. 1, 1952, S. 50–51.

[6] Müller, Iso: Die Klöster Graubündens, in: Bündner Jahrbuch 1971. N.F. 13. Jg., S. 89–98. – Ders.: Auch Häuser haben ihr Schicksal. 1. Der Diesentiser Hof, 2. Alte Häuser in Disentis, in: Disentis 3/1978, S. 75–82. – Ders.: Beiträge zum byzantinischen Einfluss in der früh- und hochmittelalterlichen Kunst Rätiens, in: Zeitschrift für schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 24, Heft 3, S. 137–162. – Iso Müller hat sich vor allem um die Erforschung des benediktinischen Einflusses auf die Baukunst, speziell Disentis, verdient gemacht.

chenbauten, Bürger- und Patrizierhäuser wird der Bearbeitung der Alltagskultur vorgezogen. Der Schutz unserer Dorf- und Stadtbilder vor privater Investitions- und Gestaltungswillkür ist dadurch leider nicht gewährleistet. Aufstrebende Tourismuszentren wie die Lenzerheide, Flims, das Oberengadin oder gar Disentis zeigen die abstrebende Baukultur des ökonomischen Wertzuwachsoptimismus. Angesichts der in den letzten 15 Jahren vollzogenen Wandlungen in den vielen landschaftlich ausserordentlich reizvollen Tälern könnte hier einmal die Frage nach einer Prioritäten-Kontrolle gestellt werden. Kultur sollte nicht nur verbales Glaubensbekenntnis des Sonntagspolitikers sein. Kultur sollte gelebt – und zumindest geschützt werden. Eine historische Bestandesaufnahme wäre ein erster Schritt, das Bewusstsein für die Schutzwürdigkeit zu stärken. Das seit kurzem angestrebte Institut für Rätische Forschungen könnte, wenn die Weichen richtig gestellt werden, die bisher fehlende Grundlagenarbeit übernehmen. Die bauhistorischen Zusammenhänge mindestens einmal marginal wahrnehmen zu können, verdanke ich der Historisch-antiquarischen Gesellschaft und nicht zuletzt dem Bündnerischen Ingenieur- und Architektenverein, der mir 1976 durch einen Auftrag die Möglichkeit zur Erforschung hier vorgetragener Einsichten gegeben hatte.[7]

3. Tradition *und* Moderne? Tradition *oder* Moderne?

Dem Bündner sagt man Bedächtigkeit, Zurückhaltung, Scheu vor grosser Selbstdarstellung, kurz Introvertiertheit bis hin zur Starrköpfigkeit und Zurückgebliebenheit, Traditionalismus nach. Der Bündner selbst, wenn man sich dieser Verallgemeinerung einmal als Modell bedienen will, bejaht diese Fremddarstellung, in offiziellen Verlautbarungen werden diese Eigenschaften nicht selten lobend bis selbstzufrieden erwähnt.[8] Lobend, wenn es um die Selbstbeschränkung geht; selbstzufrieden, wenn es um die Beurteilung des Andersgearteten, des «Unterländers», des «Ausländers» geht. Entsprechend

[7] Die Ausarbeitung ist publiziert in: 100 Jahre Bündner Ingenieur- und Architektenverein 1877–1977, Chur 1977, vgl. Anm. 12.

[8] Vgl. dazu z.B. die Rede zur Eröffnung der Bündner Wanderausstellung im Europäischen Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz, 21. Februar 1975, von Jakob Schutz. Manuskript. Auch Erwin Poeschel war es, der dieser Interpretation immer wieder beredt Zeugnis gab: «In der schweren wuchtigen Kraft seiner ungegliederten Steinmasse, den mächtigen Mauern und gedrungenen Gewölben scheint es uns ein Gebilde der gleichen Natur, zu der die grossartigen Formen der gigantischen Bergblöcke gehören, und es bedünkt uns auch, dass diese Bauformen der richtige Ausdruck dieses Volksschlages ist, seiner schweren, selbstbewussten, phrasenlosen und sich selbst sicheren Art.» Poeschel in einem Aufsatz über Das Bündner Haus, in: Appenzeller Kalender 1932, a.a.O.

dieser Einschätzung werden nicht nur Menschen und Gesellschaften beurteilt, sondern auch die gebauten Bilder jener Menschen und Gesellschaften: die Architektur. Diese Haltung kann im positiven Sinne als Selbstbewusstsein, als in sich ruhende Bestimmtheit gewertet werden. Im negativen Sinne kann aus ihr jedoch auch Engstirnigkeit und Intoleranz sprechen.

Die in der Folge dargelegten Entwicklungsphasen zeigen auf, wie stark die Architektur des Kantons Graubünden trotzdem von jenen oft beargwöhnten «fremden» Einflüssen geprägt und geformt worden ist, wie die regionalen, die nationalen und die internationalen Baugestaltungs- und Konstruktionsmerkmale miteinander verknüpft und hierzulande zu einer neuen Synthese verschmolzen worden sind, wie die Tradition mit der Moderne konfrontiert worden ist. Am auffälligsten war die Diskussion in der Phase des «Heimatschutzes», der Jahre 1900 bis 1920, am problematischsten war sie wohl in der darauffolgenden Phase des «Neuen Bauens» zwischen 1920 und 1940.

Die vier nachfolgend dargestellten Bauphasen sollen nicht nur von ihrer gestalterischen Ausprägung her, vom Blickwinkel der Stile und der architektonischen Ausdrucksmittel verstanden werden. Die stilistische Entwicklung entspricht meist übergreifenden historischen (politischen, ökonomischen, kulturellen) Bindungen; Architektur wird hier verstanden als Abbild der Geschichte. Deshalb werden mindestens stichwortartig einige allgemeine historische Daten und Fakten genannt, die den architektonischen Ausdruck mitbeeinflusst haben.

4. Die vier Entwicklungsphasen der bündnerischen Architekturgeschichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert

4.1. Klassizismus

Das europäische 19. Jahrhundert ist geprägt von der industriellen Innovation und von den der Industrialisierung entsprechenden ökonomischen und sozialen Folgeerscheinungen. Die Schweiz der helvetischen Revolution (1798), der Napoleonischen Mediationsakte (1803) und des Bundesvertrages (1815) war handels- und verkehrspolitisch schwach und als Staatswesen vorerst unfähig zu aktiver Konkurrenz mit den aufstrebenden Industrienationen England und Frankreich.[9] Die Handels- und Gewerbefreiheit wurde vor allem durch das radikal-freisinnige Bürgertum seit 1830 immer lebhafter gefördert und mündete

[9] Vgl. Rohn, A.: Technik in Staat und Wirtschaft 1837–1937, in: 100 Jahre SIA Zürich 1937, S. 9

in den Liberalismus des 19. Jahrhunderts und in die Vereinheitlichungsbestrebungen von Zoll, Post, Münze, Mass und Gewicht als Voraussetzung für die Anpassung an die Weltwirtschaft. Die Bundesverfassung von 1848 gab allen diesen Bestrebungen eine nationalpolitische Verklammerung. 1815 gab es in der Schweiz noch 11 verschiedene Fussmasse, 60 Arten von Ellen, 87 Masse für das Getreide, 81 für die Flüssigkeiten und 50 für das Gewicht. Eine Vereinheitlichung war wirtschaftspolitisch überfällig. Mangels Eisenbahnverbindungen mit den ausländischen Kohle- und Erzgruben konnte die industrielle Entwicklung der Schweiz, trotz Einführung der Dampfmaschine um 1840, vorerst kaum Früchte tragen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden zwar durch die betreffenden Kantone nach dem Vorbild der von Napoleon gebauten Simplon-Alpenstrasse (1801–1805) die Strassen über den Gotthard (1819–1830), über den Julier, Splügen, San Bernardino, Maloja und die Lenzerheide errichtet. Den Bau von Eisenbahnen stellte man vorerst aus Gründen der Bodengestaltung und des kantonalen Föderalismus zurück. (1. Bahn in England 1825, 1. Bahn in der Schweiz zwischen Zürich und Baden 1847). Die Eisenbahnfrage, die den direkten Einfluss der Wirtschaft auf die Politik dokumentiert, sollte während des ganzen 19. Jahrhunderts ein helvetischer Zankapfel bleiben. Nach 1852 (erstes Eisenbahngesetz) wurden auf föderalistischer und privatrechtlicher Grundlage die verschiedensten Eisenbahnen durch die Schweiz gelegt. 1865 zählte man 16 Eisenbahngesellschaften. Dem Debakel konnte erst durch das zweite Eisenbahngesetz von 1872, das die eidgenössische Eisenbahnhoheit absicherte, entgegengesteuert werden. Der Bahnbau wurde vor allem durch das internationale Bankkapital ermöglicht. Für Graubünden war die «Eisenbahnnot» damit noch nicht ausgestanden, sie begann erst. Das 2. und 3. Kapitel soll darüber Auskunft geben.

Die erste industrielle Herstellung von Uhren, Seidenwaren, Posamenten und Baumwollerzeugnissen ist auf die Einwanderung französischer, italienischer und holländischer Glaubensflüchtlinge im 17. und 18. Jahrhundert zurückzuführen. Diese Immigranten brachten auch das Kapital und die Handelsbeziehungen mit. Die Schweiz bot billige Arbeitskräfte, die vorerst auf der Basis von Heimarbeit eingesetzt worden sind.

Während im städtischen «Unterland» seit dem frühen 19. Jahrhundert zahlreiche Industriebetriebe wie Pilze aus dem Boden schossen (1798 Rieter-Winterthur, 1804 Fischer-Schaffhausen, 1805 Escher-Wyss-Zürich, 1823 von Roll-Solothurn, 1834 Sulzer-Winterthur) blieb die industrielle Entwicklung und damit die im Zusammenhang zu sehende Bevölkerungsentwicklung des Ge-

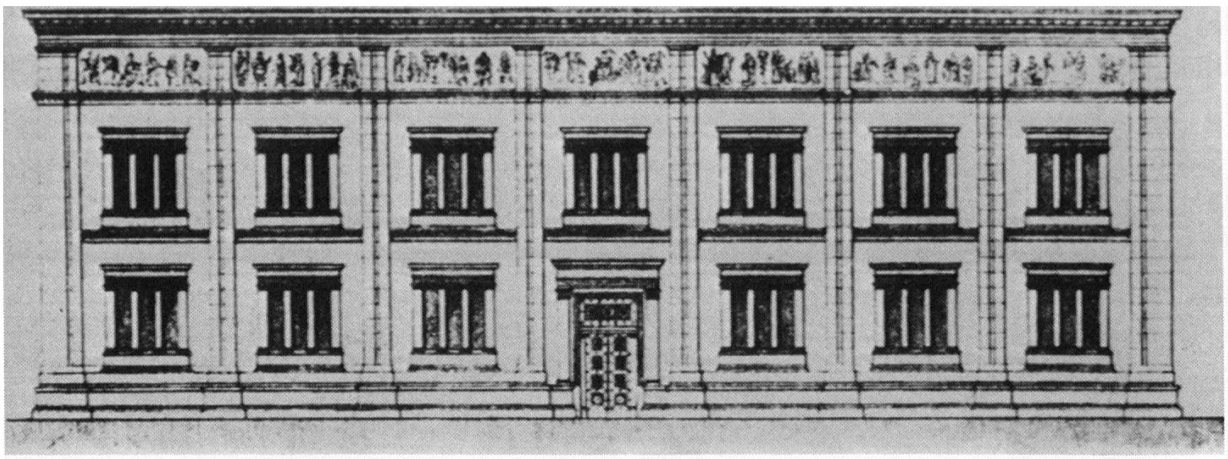
birgskantons Graubünden in Ermangelung an Rohstoffen und eingeengt durch die geographische Lage im Vergleich zu den «Unterlandskantonen» Bern, Basel, Zürich, Genf zurück. Die Versorgungswirtschaft hatte in Graubünden sehr viel länger Bestand als die im Unterland entwickelte Marktwirtschaft. Die rund 30 industriellen Kleinbetriebe – die Gipsmühlen in Klosters und Maienfeld, die Tonwarenfabriken in Ardez, Chur, St. Antönien, der Bergbau in Scharans, die Baumwollspinnerei auf dem Meiersboden in Chur, die Tabakfabrik in Brusio, die Zündholzfabriken in Chur, Igis und Seewis, die Wolltuchfabriken in Malans und Trun, die Gasfabrik in Chur kann man hier nicht zu den zukunftsträchtigen Gründungen zählen, da die meisten, nach Pieth, um 1870 wieder eingegangen waren.[10]

Der Kanton Graubünden, dessen demokratische Verfassung 1854 in Kraft trat, lebte einerseits vom blühenden Geschäft der Nord-Süd-Warenbeförderung über die Alpenpässe, andererseits wurde sein politischer Einfluss durch kosmopolitisch erfahrene radikal-liberale Parlamentarier auf Bundesebene gesichert.

Dem aufgeschlossenen, selbstbewussten Bürger radikal-liberalen Zuschnitts entsprach es sowohl in Graubünden als auch in den stärker industrialisierten Kantonen des Unterlandes, die neuen Bauaufgaben in Verwaltung, Verkehr, Schule und Kultur in ein neues, der aufgeklärten Bourgeoisie entsprechendes Architekturgewand zu kleiden. Interessanterweise unterschied sich die damals neue Architektur in Zürich, Basel, Chur, Thusis oder Celerina kaum.

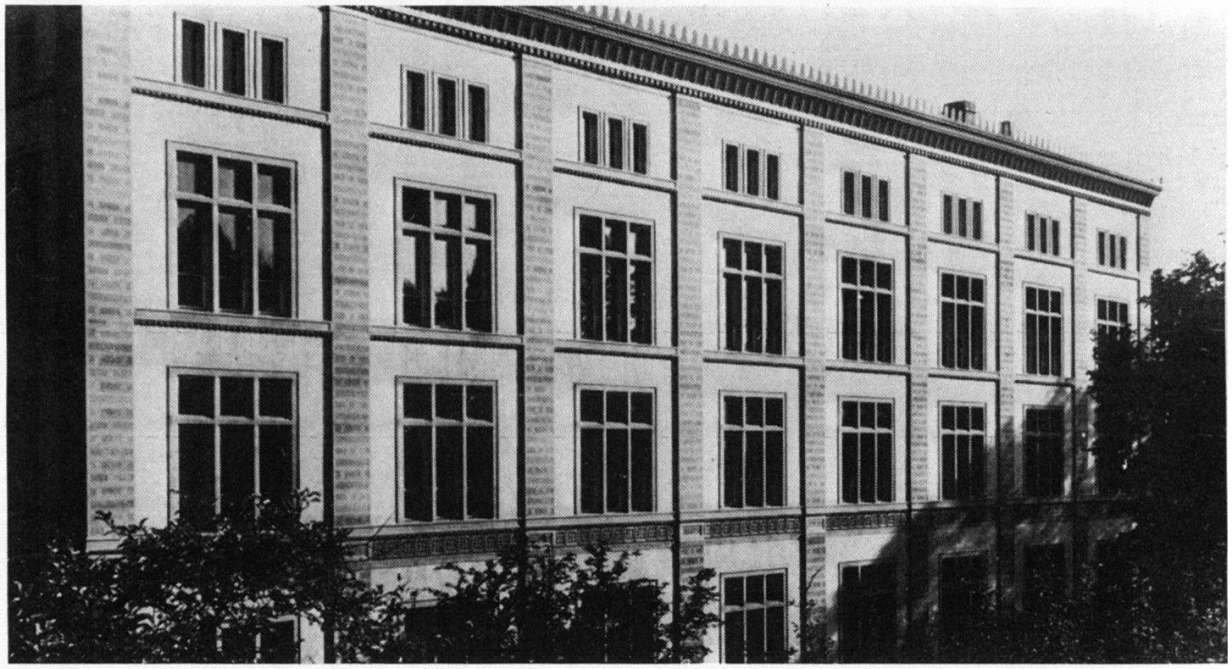
Die Architekturentwicklung der Schweiz und des Kantons Graubünden wurde bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts primär von im Ausland, in Frankreich oder Deutschland ausgebildeten Architekten geprägt. Die Schweiz hatte im 19. Jahrhundert ebensowenig wie in den vorangehenden Jahrhunderten eine nationale Bauschule entwickelt. «Im ersten Viertel des Jahrhunderts war das Karlsruhe Friedrich Weinbrenners das Ziel vieler Schweizer, wo ihnen im Ausbau der schematischen badischen Residenzstadt ein sachlich-herber und für die Anwendung auf die ebenso kleinen Schweizer Verhältnisse geeigneter Klassizismus entgegentrat. Als höchstes Vorbild galt aber auch in der Schweiz die Baukunst Schinkels in Berlin. In den 1840er und 1850er Jahren wurde alsdann der Anziehungspunkt für unsere jungen Architekten Münchens Baukunst Klenzes und Gärtners».[11] Ein wichtiger Propagandist der damaligen Baudiskussion war Karl Ferdinand von Ehrenberg (1806–1841), der sich an verschiedenen deutschen Schulen als Architekt und Ingenieur ausgebildet hatte und seit 1833

[10] Vgl. dazu: Pieth, Friedrich: Bündnergeschichte, Chur 1945
[11] Reinle, Adolf: Kunstgeschichte der Schweiz, Bd. IV, Frauenfeld 1962, S. 11



Der Klassizismus wurde aus Deutschland importiert. Melchior Berrys Museumsbau in Basel (1844–49) ...

erinnert in seiner Gliederung stark an Karl Friedrich Schinkels Bauakademie in Berlin (1831).



Auch Gustav Adolf Wegmann zitiert fast wortgleich das Gliederungssystem Schinkels an seiner Kantonsschule in Zürich (1839–42)

als Professor der Industrieschule und als Dozent für Mathematik und Baukunde der Universität Zürich, vor allem aber als Herausgeber der ersten Architekturzeitschrift der Schweiz 1835–1842 die Architekturdiskussion beeinflusst hatte. Er war Mitbegründer der «Gesellschaft Schweizerischer Ingenieure und Architekten» (des späteren SIA) und Mitinitiator der nach seinem Tode, 1855, gegründeten ETH.[12] Der Bündner Oberst Richard La Nicca, der berühmte «Vater der Domleschger Rheinkorrektion», Erbauer der Obertorbrücke in Chur und nachmaliger Oberingenieur des Kantons, war Mitglied der Gründungsversammlung des SIA.

Zu den wichtigsten, hohes nationales Ansehen erlangenden Architekten jener Jahre gehörte der Basler Sohn eines Tanzmeisters, Melchior Berry (1801–1854), der 1817–1821 in Karlsruhe studiert hatte. Zu seinen berühmtesten Bauten zählen das Basler Rathausprojekt, das Quaiprojekt von Luzern und der Basler Museumsbau in der Augustinergasse (1844–1849) mit dem charakteristischen straffen Gliederungssystem aus doppelten Kolossalpilastern.[13] Dies und die dreiteiligen Fenster erinnern an Schinkels Bauakademie in Berlin, die wir auch beim 2. Klassizismus-Vertreter der Schweiz, Gustav Albert Wegmann (1812–1858), wiederfinden können. Der in Zürich geborene Sohn eines Reiteroffiziers in württembergischen Diensten studierte wie Berry 1832 in Karlsruhe, später in München. 1839–1842 entwarf er die Pläne für das neue Kantonsschulgebäude in Zürich. Auch er knüpfte bei Schinkel an.[14]

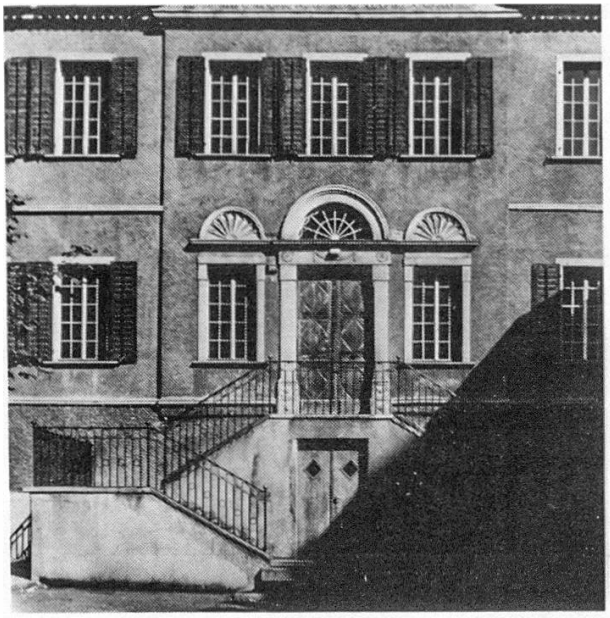
Tradition und Moderne waren um die Jahrhundertmitte kein Gegensatzpaar. Der schweizerische Bundesstaat gab sich mit seiner Architektur kosmopolitisch. Kosmopolitisch war auch der Geist der bündnerischen Staatsmänner, kosmopolitisch die bei uns erstellten klassizistischen Bauten. Das Churer Seminar von 1809 bis 1811 (heute Nicolai-Schulhaus) mit der zierlichen rundbogig-bekrönten Portalgruppe ist das früheste Beispiel des in Dresden ausgebildeten Churer Bürgers Paulus Christ.[15] Das Schloss Reichenau (1820), für Ulrich

[12] Vgl. dazu: Hartmann, Kristiana: Architektur- und Ingenieurwesen, in: 100 Jahre Bündner Ingenieur- und Architektenverein 1877–1977, a.a.O.

[13] Vgl. Reinle, Adolf: Kunstgeschichte der Schweiz, a.a.O. S. 14ff.: «Berry vertritt wie Semper den Typus des akademisch und allseitig gebildeten Architekten... In einem Aufsatz ‹Nutzen der allgemeinen Bildung für das Schöne in Formen›, 1836 in Ehrenbergs Architekturzeitschrift erschienen, fordert er eine ästhetische Erziehung durch die Schule... Die grossen Männer des Klassizismus sind Weinbrenner, Klenze und Schinkel, welch letzterer von Berry mit höchstem Lob bedacht wird.» Der Nachlass Berrys befindet sich im Staatsarchiv Basel.

[14] Reinle, Adolf: Kunstgeschichte der Schweiz, a.a.O., S. 14f: «Als seine entscheidenden Lehrer nennt er selbst den Oberbaudirektor Hübsch und Professor Eisenlohr.» a.a.O., Vgl. auch: Gustav Adolf Wegmann von Zürich, Architekt. Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich, 1862.

[15] Vgl. dazu: Hartmann, Benedikt: Aus dem alten Chur, in: Heimatschutz, Zeitschrift der Schweiz. Vereinigung für Heimatschutz, Nov. 1911, S. 81ff.



Paulus Christ schmückt das Seminar in Chur (heute Nicolai-Schulhaus) mit einer zierlichen Portalgruppe (1809–11)

Auch das Schloss Reichenau (1820) zeigt die typischen kargen und stereometrischen Bauformen des frühen Klassizismus.

Die Villa Brunnengarten, erbaut 1848 von Martin Hatz. Soll eines der markantesten Baubeispiele klassizistischer Stadtvillen von Graubünden dem Verkehr geopfert werden?

Der Thusner Dorfbrand 1845 eröffnete der klassizistischen Architektur der Jahrhundertmitte Arbeits- und Gestaltungsfreiräume.

1835 entstehen im Engadin – in Celerina – klassizistische Bauten für eine kosmopolitische Klientel.

von Planta errichtet, gehört ebenfalls in jene Baugruppe. Baukörper, Dachaufbau und Einzelformen folgen hier strenger Stereometrie. Geometrische Formen sind auch in den Gittern an Balkon und Turmterrasse und dem Masswerk der Lünetten verwandt worden. Schliesslich gehört in diesen Zusammenhang auch die Villa Brunnengarten an der Churer Grabenstrasse, 1848 von Martin Hatz erbaut, mit ihrem zur Gartenseite hin gelagerten 3achsigen giebelbekrönten Loggienrisalit und dem streng achsialen Grundriss. Man kann es kaum verstehen und würde es niemals verzeihen, dass sich die heutigen Verkehrsplaner dieses Gebäude auserlesen haben, um Strassenkorrektur an ihm zu üben (Welschdörflidurchstich).

Eine ähnliche Ausdrucksweise besitzt das 1835 erbaute Haus Frizzoni von Johann Badrutt in Cresta-Celerina oder die nach dem Thusner Dorfbrand von 1845 erbaute klassizistische Häuserzeile. Auch hier bestimmt die Geschosshierarchie, das Sockel-, Haupt- und Attikageschoss mit ihren kühlen Gliederungs- und Gestaltungsmerkmalen das Erscheinungsbild.[16]

Wichtigste Strukturmerkmale der klassizistischen Bauphase, die sich in Chur auch bei kleinen Umbauten an Eingangssituationen usw. niedergeschlagen hatten, sind die feinen Gliederungen bei Fenster- und Türfassungen, die Geschossgurte, die achsialen Fenstergliederungen, die oft mit Dreiecksgiebel versehenen Dachzonen (vgl. Eingang zum Nicolaischulhaus, Eingang zum Stuppishaus, Haus zum Pfisterbrunnen [Paulus Christ]).

Neoklassizistische Merkmale tragen auch spätere «historistische» Bauten, z.B. die Churer Kaserne von Johannes Ludwig, 1880–1887, das Staatsgebäude an der Grabenstrasse vom selben Architekten, 1877, und schliesslich die «Kantonale Irren- und Krankenanstalt» Waldhaus, die Balthasar Decurtins im spätklassizistischen Stil um 1882 projektiert und errichtet hatte. Ein historistischer «Leckerbissen», ein fast byzantinisch anmutendes Gebäude, schuf Johannes Ludwig in den Jahren 1874–1876 für den in Alexandrien reich gewordenen Baumwollindustriellen Jacques Ambrosius von Planta. Die dem Vicentiner Palladio verpflichtete Villa am Postplatz in Chur wurde im Plan und Modell auf der Pariser Weltausstellung von 1878 gezeigt. Weltruhm für ein Bündner Bauwerk italienisch-ägyptischer Provenienz. Tradition oder Moderne? Diese beiden letztgenannten hervorragenden Beispiele spätklassizistischer Baukunst in Graubünden – einmal als staatliche Bauaufgabe (Krankenanstalt), das andere Mal als Privatauftrag (Villa) waren in letzter Zeit Diskussionsgrundlagen für substanzgefährdende planerische und bauliche Eingriffe. Diese Gefährdung verdanken beide dem Problem, dass die damals getroffene Grundrissstruktur

[16] Mehr dazu in: Carl, Bruno: Klassizismus, Zürich 1963

nicht mehr den modernen Bedürfnissen entspricht. Die kulturpolitische Verantwortung gegenüber solchen einmaligen Baudenkmälern sollte gerade an dieser Stelle lautstark und unmissverständlich angesprochen werden. Es müssten in beiden Fällen Lösungen angestrebt werden, die die Erhaltung beinhalten. Die Villa Planta als letzte Oase an dem stark beschädigten Postplatz in Chur wird seit Jahren als Kunsthaus genutzt. Ein vom Kanton ausgeschriebener Wettbewerb des Jahres 1981 stellte aus rein funktionalen Erwägungen heraus die Alternative Abriss oder Erhaltung frei. Vor die endgültige Entscheidung gestellt, setzte sich der Grosse Rat in der Februarsession 1984 über die ihm vorgelegten Ausbauvarianten hinweg und beschloss mit grosser Mehrheit die Erhaltung der Villa Planta in ihrem ursprünglichen städtebaulichen Zusammenhang. Diese Entscheidung darf als ein Markstein im Umgang mit den bauhistorischen Zeugen des 19. Jahrhunderts gewertet werden.[17]

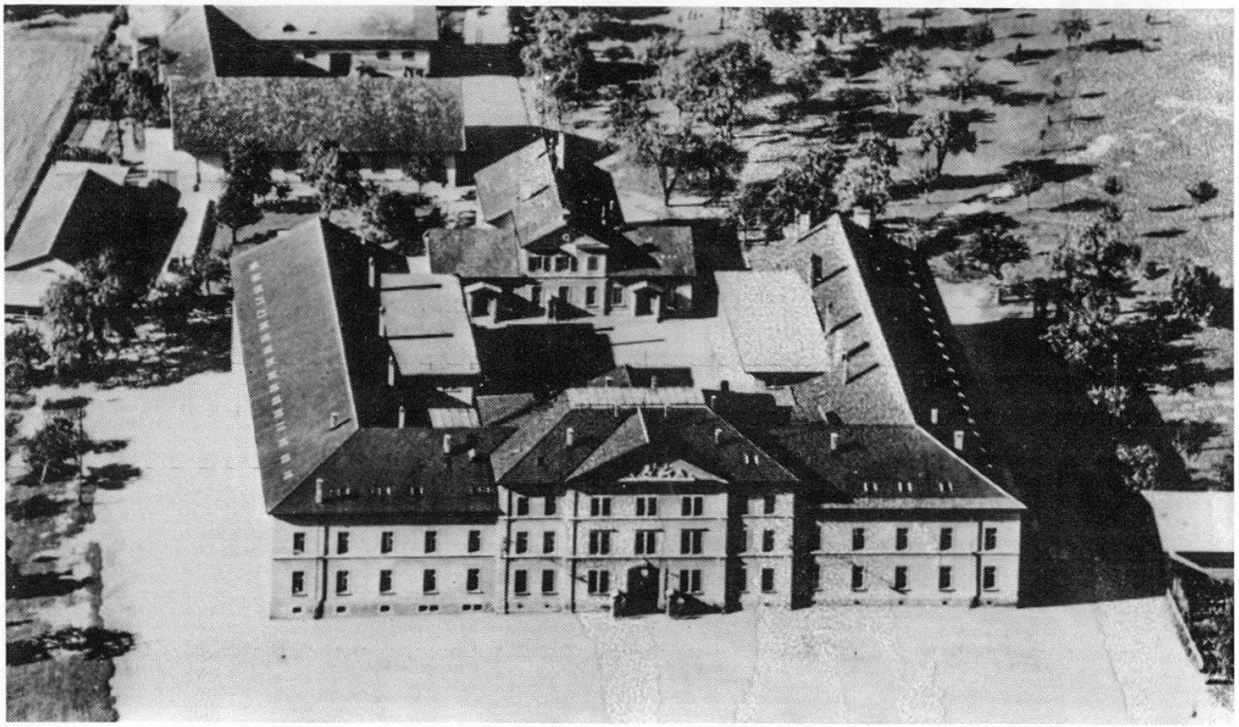
In die Epoche des Klassizismus fallen die nicht ausgeführten, jedoch in modifizierter Form realisierten rasterartigen Planungen des Gäuggeliquartiers von Peter Balzer (1860), die Planung des Daleufriedhofs 1862, der Vorschlag zur Benutzung der Lürlibadgegend zu einer baulichen Erweiterung der Stadt Chur von Simon Benedikt (1874),[18] die Errichtung des Stadtgartens auf dem ehemaligen Scalettafriedhof 1892 und die städtebauliche Konkretisierung des Postplatzes 1850/60 mit dem alten Postgebäude.

Das berühmteste und wohl auch eigentümlichste Bauwerk schuf Johannes Ludwig mit der Stadtvilla am Postplatz, die später als Verwaltungsgebäude der RhB und schliesslich als Kunsthaus diente. 1984 durch grossrätlichen Beschluss vor Abbruchgefahr gerettet!

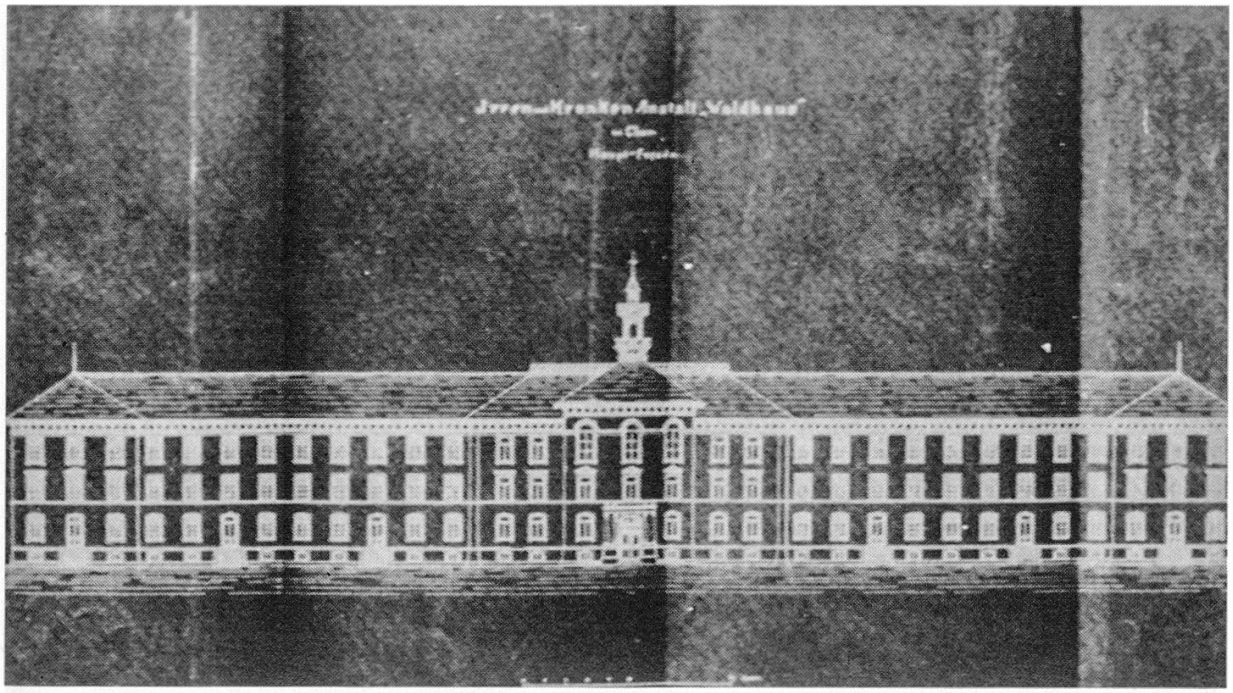
[17] Verhandlungen des Grossen Rates vom 21. Februar 1984.

[18] Vgl. Benedict, Simon: Ein Vorschlag nebst Plan für Benutzung der Lürlibadgegend zu einer baulichen Erweiterung der Stadt Chur, o.O. 1874.

Johannes Ludwig, ein in die Baugeschichte eingegangener Bündner Architekt, erhält private und staatliche Aufträge für seine neoklassizistischen Bauten. Hier das Staatsgebäude an der Grabenstrasse in Chur, 1877



Vom gleichen Architekten besitzen wir in der Kaserne von Chur (1880–87) ein markantes Beispiel

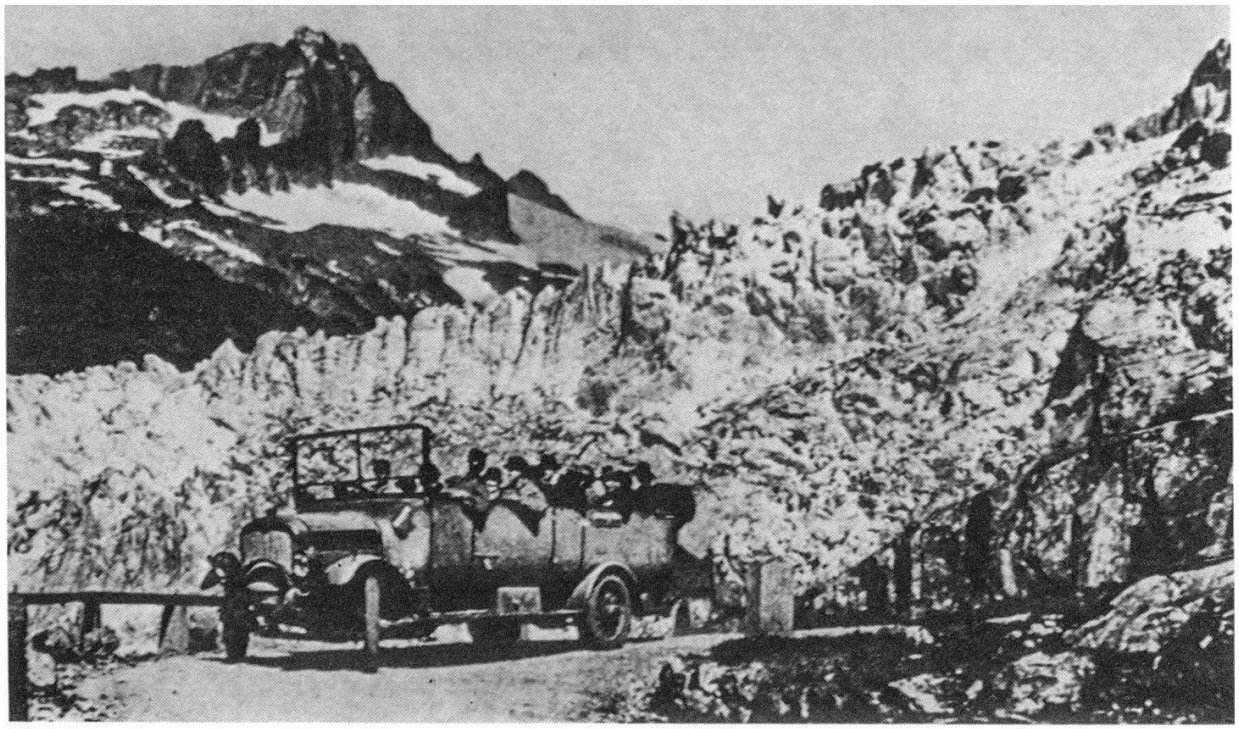


Irren- und Krankenanstalt «Waldhaus» in Chur.

4.2. *Holzstil, Belle Epoque und Bundesrenaissance*

Die zweite Bauphase, die hier vorgestellt werden soll, ist vorerst mit dem Begriff «Holzstil» zusammenzufassen. Ernest Hemingway beschrieb 1922 als Reporter des «Toronto Star Weekly» ein schweizerisches Architektur-Phänomen, die holzgeschnitzten Hotels. Die Schweiz sei, so Hemingway, ein kleines, steiles Land, vielmehr auf und ab als seitwärts, und sie sei ganz mit grossen, braunen Hotels besetzt, die in einer Art Kuckucksuhrarchitektur gehalten seien. «Alle Hotels sehen aus, als wären sie vom selben Mann mit derselben Laubsäge gemacht».[19] Seit den 1840er Jahren ist an schweizerischen Villen, Landhäusern, aber auch an Gasthäusern und Bahnhöfen die als Holzstil benannte Bauweise zu beobachten. Ein frühes Beispiel dafür war Schinkels auf der Berliner Pfaueninsel erbautes «Schweizerhäuschen», welches von Ehrenberg in seiner «Zeitschrift über das Bauwesen» schon 1837/38 bekannt gemacht hatte. «Als *schweizerisch* wurde das stark vorkragende, ziemlich flach geneigte Dach mit dem ringsum herunterhängenden gesägten Ornamentfries und die umlaufende hölzerne Laube empfunden.»[20]

[19] in: Das Werk, 8/1974
[20] Reinle, Adolf: Kunstgeschichte der Schweiz, a.a.O., S. 25



Tourismus in der frühen Postauto-Zeit.

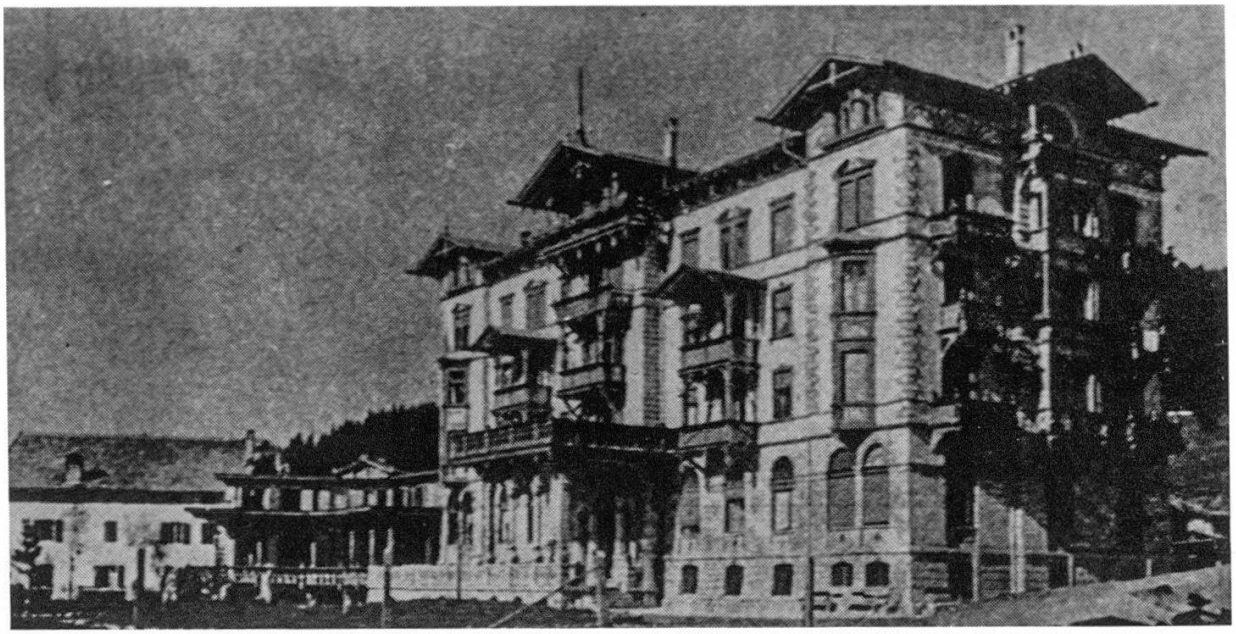
Graphische Darstellung der Fremdenverkehrsfrequenzen in Davos, 1886–1913.

Schweiz – Graubünden – Tourismus, eine Assoziationskette, die jedermann nachvollziehen kann. Waren es um 1800 zuerst die Gefilde des Genfersees, dann die Heimat Tells, die Urschweiz, so erhielt der Kanton Graubünden erst nach der Jahrhundertmitte seinen eigentlichen Touristenaufschwung. Mit dem Badewesen in Alvaneu, Fideris, St. Moritz, Tarasp, Peiden, Serneus, Rothenbrunnen, Teniger Bad, Andeer, Passugg war der Beginn allerdings schon früher gesetzt, mit den Luftkurorten wurde die stolze und gewinnbringende Fremdenindustrie dann weiterentwickelt. Allen voran natürlich das Engadin, dann Davos, das 1861 bei 1720 Einwohnern erst 2 Hotels und 30 Fremdenbetten hatte, 1903 bei 8500 Einwohnern hingegen schon 70 Hotels und 2700 Fremdenbetten. Es folgten Arosa, das 1889 seine erste Fahrstrasse erhielt, und weitere touristische Zentren.

Wichtige Voraussetzung für die wachsende Fremdenindustrie Graubündens waren die Transportmöglichkeiten. Hart wurde gekämpft um die Lukmanierlinie als erster schweizerischer Alpenbahndurchstich.[21] Mit dem Bau hätten die Entwicklungsprobleme des industrieabgewandten Kantons in einem Zuge saniert werden können. Die Enttäuschung war gross, als man sich in Bern 1882 für die Gotthardlinie entschied. Das Gefühl des Übervorteilten und der Ausdruck des Beleidigtseins wurden in vielen Berichten ausgesprochen. Der selbstbewusste, aufstrebende, kosmopolitische Pioniergeist der ersten Jahre des Bundesstaates war erlahmt. Es folgte eine Zeit des kleinkrämerischen Rivalisierens. Das einzige Monopol, das kein Parlament der Welt dem Kanton Graubünden abnehmen konnte, war das der «hehren Alpenwelt», das des «heilenden Höhenklimas». Der Tourismus wurde der kapitalisierbare Zweig bündnerischen Gewerbefleisses. Seit Beginn des Industriezeitalters ist Graubünden Ziel eines immer neu definierten Naturbedürfnisses stadtmüder und stadtkranker Unterländer. Der Kanton wurde zum Stelldichein der europäischen Gesellschaft, die Hotels zu alpinen Versailles der reichgewordenen Industriellen und Bankiers.

Der seit der Mitte des Jahrhunderts in gesamtschweizerischen Architekturkreisen diskutierte «Schweizer Holzstil» sollte die gestalterischen Versatzstücke bieten. Von England und Deutschland lernte man das Berner-Oberland-Chalet des 16. Jahrhunderts schätzen und überstülpte touristische und private Gebäude mit hölzernen Gestaltungszitaten. Man wollte den erwarteten Gast aus England und Deutschland mit den überdimensionierten Chalet-Stil-Formen

[21] Vgl. dazu: Festschrift zur 40. Generalversammlung des Schweiz. Ingenieur- und Architektenvereins in Chur am 6./7. September 1903. Über die Entwicklung des Bündnerischen Strassenwesens, und: Über die Entwicklung des Bündnerischen Eisenbahnwesens.



Schweizer Holzstil als Touristenattraktion. Das Kurhaus Lenzerheide von Nikolaus Hartmann d. Ä.

Das berühmte Halden-Hüttli bei Chur – sollte Ausgangspunkt einer im späten 19. Jahrhundert geplanten Promenade werden.

verwöhnen. Das Ergebnis dieses Griffs nach den natürlichen Ressourcen der Bergwelt war die holzgeschnitzte Hotellerie. Das von Nikolaus Hartmann d.Ä. erstellte Kurhaus Lenzerheide war vor seinem Umbau in den 1960er Jahren ein prominenter Vertreter dieser Holz-Hotellerie.[22]

«Das angestrengt Schweizerische, das man den Fassaden mit ihren Girlanden und ornamentierten Füllungen, mit ihren Brettchenbaldachinen und gestanzten Kassetten entnehmen zu können glaubte, ist mit industriellen Mitteln hergestelltes Surrogat bäurischer Strickmuster und Schnitzkunst.»[23] «Man entwickelte den Hotelstil aus dem Trinkpavillon, dem Alpenchalet, dem Jägerunterstand, der Burgruine und dem Passhospiz.»[24]

Man wollte sich national profilieren, nicht aus vaterländischen Gründen, sondern aus wirtschaftlichen Interessen heraus. Eine bündnerische Belle-Epoque, die zweite Strömung jener Jahre der «Grand Hotels», der «Palaces», der «Majestics», der «Victorias» und «Metropoles» wurde z.B. bei dem 1900 von Emanuel von Tscharner errichteten, inzwischen leider abgerissenen weltstädtischen Hotel Steinbock am Bahnhofplatz in Chur simuliert.[25] Diese eklektizistische Baustilakkumulation und ihre Vertreter in Stein und Holz, zu denen auch der Bau des Postgebäudes von Jean Beguin im Bundesrenaissance-Stil, 1893,[26] gehörte, das hier nicht weiter vorgestellt werden kann, wurden in der darauffolgenden Epoche, in der Phase des «Heimatschutzes», scharf kritisiert. Die baulichen Zeugen jener Attraktionsarchitektur geniessen heute noch wenig Verständnis und Ansehen. Ob man jedoch durch das Auslöschen einer ganzen Baugeneration die historischen Probleme lösen kann, ist eine Frage. Eine weitere ist, ob man mit einem strikten «Heimatstil», mit striktem Traditionalismus, wie dies die darauffolgende Epoche kennzeichnete, die Baukultur einengen kann und soll.

[22] Vgl. Stichwort: Hartmann, Nikolaus in: Schweizerisches Künstlerlexikon, IV. Bd. Supplement, S. 206, darüberhinaus: Nekrolog in: «Schweizerische Bauzeitung» («SBZ») 1903, 1. Ausg., s. 52. Nikolaus Hartmann d.Ä. ist 1838 in Chur geboren, er studierte an der Fachhochschule Holzminden Architektur, 1863 war er mit der Wiederaufbauplanung des niedergebrannten Dorfes Seewis betraut, 1866 baute er das Kurhaus Davos, 1869 übersiedelte er ins Engadin, baute dort u.a. die englischen Kirchen von Samedan und St. Moritz, die katholische Kirche von St. Moritz-Bad, das Schulhaus von St. Moritz (und das von Ilanz), das Kurhaus Lenzerheide, das Hotel Waldhaus in Vulpera 1901.

[23] In der Pariser Weltausstellung von 1867 versuchte man den «Schweizer Holzstil» akademisch zu veredeln, dies beschreibt Othmar Birkner in: «Der Weg ins 20. Jahrhundert», Katalog Winterthur 1969, S. 10.

[24] Hohl, Reinhold D.: Tourismus, in: «Werk» 7/62 S. 228.

[25] Vgl. z.B. Festschrift zur 40. Generalversammlung des Schweiz. Ingenieur- und Architektenvereins... a.a.O. 1, S. 91 ff. Das Hotel Steinbock wurde 1963 abgebrochen. Es musste dem Neubau des Kaufhauses Globus Platz machen. Vgl. auch: Meyer, Peter: Schweizerische Stilkunde, Zürich 1939.

[26] Vgl. dazu: «Wettbewerb für ein eidg. Post-, Telegrafen- und Zollgebäude» in: SBZ 30. Juni 1899, S. 242 f.

Die bündnerische Belle-Epoque, vertreten durch das leider abgerissene Hotel Steinbock am Bahnhofplatz in Chur.

Eine in den 20er Jahren erhältliche Postkarte zeigt die Diskrepanz zwischen Bundesrenaissance und Heimatstil.

Bundesrenaissance am Postplatz in Chur. Die charakteristische Schalterhalle erfuhr in den 60er Jahren leider eine «modische», ihr nicht gemässe Modernisierung.

4.3. *Heimatschutzarchitektur*

«Im Engadin droben, wo unter dem tiefblauen Sommer- und Winterhimmel die Herren und Damen aus aller Herren Länder promenieren und spazieren fahren in weiss Gott was für Kappen und Hüten und Überröcken, und allerlei Kurzweil treiben, von der unsereins in seiner altväterlichen Einfalt keinen Pfifferling versteht, und dazu englisch reden und amerikanisch, holländisch und norddeutsch, dass die alten Berge meinen, es sei eine neue Völkerwanderung und babylonische Sprachverwirrung über unser armes Ländchen hereingebrochen – da hat ein guter Bündner in aller Stille durch zehnjährige Arbeit ein Werk geschaffen, aus der es, wie wir hoffen, niemand mehr vertreibt. Der Bündner heisst Richard Campell. Sein Werk aber ist das Engadiner Museum an der Badstrasse in St. Moritz.»[27] Dies war die Stimmung jener Epoche. Die Phase der Heimatschutzarchitektur von 1900–1920 hat einen nachhaltigen Einfluss auf die weitere Entwicklung des Bauens in Graubünden ausgeübt. Die Diskussionen um eine «nationale Baukultur», um eine «heimische Bauweise» überquoll aus Vieler Münder. Es war eine junge kämpferische Diskussion. Es ging um die Reform der Tradition. Der Schierser Pfarrer Benedikt Hartmann, einer ihrer vehementesten journalistischen und pädagogischen Verfechter, beschrieb die Ziele der Bewegung 1912: «Da setzte diese Bewegung ein, die sich Heimatschutz nennt, ihren tiefsten Motiven nach aber eben bedeutend mehr ist. Sie protestierte gegen die Entleerung des alltäglichen Lebens, gegen die Missachtung und krämerhafte Zerstörung der Schönheitswerte in Landschaft, Bauart, Wohnweise und Gewerbe, ja in der Lebensweise überhaupt. Mit einem Wort, sie suchte zu retten, was noch zu retten war aus dem Untergang einer guten ästhetischen Kultur früherer Zeiten. Somit musste sie der allerbeste Bundesgenosse werden, wo es sich darum handelte, unserem Volk Auge und Verständnis für das Schöne zurückzugeben.»[28]

Die Wurzeln des Heimatschutzes benannte Benedikt Hartmann wie folgt:

«Zuerst ist's ein Erwachen des Volksgefühls, des Nationalbewusstseins im engeren Sinn.» Eine metaphysische Komponente also. Man wetteiferte gegen den «Intellektualismus», gegen die «Verstandeskultur», gegen das «Überhandnehmen der Geldwirtschaft», gegen den «erbarmungslosen Kapitalismus», gegen die «Proletarisierung der Massen».

[27] Hartmann, Benedikt: Die volkserzieherische Bedeutung der Heimatschutz-Bewegung, a.a.O., S.6.

[28] Ebenda, S.6

«Zum zweiten ist die Heimatbewegung ein neues, bewusstes Erfassen der geschichtlichen Vergangenheit.» Ein gewisser Widerspruch also zum ersten Punkt, wenn man «bewusstes Erfassen» von historischen Fakten voraussetzt.

«Endlich drittens aber ist die Heimatschutzbewegung einem Sehnen nach ästhetischer Kultur entsprungen.» Das Kennzeichen der Heimatschutzarchitektur erkannte man z.B. in der Dachform eines Hauses. «Die beste Baukunst kann nichts Höheres schaffen, als ein herrliches Dach. – Ehe die Dächer nicht in Ordnung sind, wird nichts in Ordnung sein.» (John Ruskin, zitiert von Benedikt Hartmann).[29]

Auch die «asymmetrische Fensteraufteilung» und die «Echtheit und Ehrlichkeit des Materials» gehörten zum Qualitätsideal echter, währschafter bündnerischer Architektur. «Und es bedünkt uns auch, dass diese Bauform der richtige Ausdruck dieses Volksschlages ist, seiner schweren, selbstbewussten, phrasenlosen in sich selbst sicheren Art.»[30] Warum sollte diese nationale Propaganda, diese moralische Aufrüstung nicht schmecken nach der Verunsicherungsphase der 80er und 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, nach dem totalen Rückgang des Durchgangsverkehrs durch unser Land?

Die vielbesungene Calvenfeier von 1899 war ideologischer Auftakt zum neu definierten bündnerischen Selbstverständnis. 1905 wurde der «Schweizerische Heimatschutz» und dessen bündnerische Entsprechung gegründet. Der durch den eidgenössischen Liebesentzug in Sachen Ostalpenbahn hochsensibilisierte Bündner war hellhörig für die heimatlichen und bodenständigen Verheissungen. Die kosmopolitische und akademische Baukunst des späten 19. Jahrhunderts, die Überbetonung des technischen Intellekts, die Hintanstellung des gefühlsmässigen Ethos wurden kritisiert und als unbündnerisch abqualifiziert.

Der Heimatschutzbewegung muss das Verdienst zuerkannt werden, in Zusammenarbeit mit dem Bündnerischen Ingenieur- und Architektenverein harte und nachwirkende Feldarbeit auf dem Gebiet der Bauern- und Bürgerhausforschung [31] geleistet zu haben. Ihr ist es zu verdanken, dass eine neue Sensibilität für echte Materialien, Tuffstein und Granit, Arvenholz und für den Sgraffito-Schmuck erwachte. Der 1908 gegründete BSA (Bund Schweizerischer Architekten) betonte in einem Gründungsmanifest ebenso die «nationale Tradition».

[29] Ebenda, S. 7 ff.

[30] Poeschel, Erwin: Das Bündner Haus, in: Appenzeller Kalender 1932

[31] Verzeichnis der Bauernhäuser im Kanton Graubünden, aufgenommen und zusammengestellt im Auftrage der Sektion Engadin und Graubünden der Schweiz. Heimatschutzvereinigung von I. U. Könz u.a., 1943–46, 13 Bde., in der Kantonsbibliothek Graubünden. – Darüberhinaus: Das Engadiner Haus. Nach Aufnahmen von J. Feuerstein, Schuls, Basel 1918 (Bündner Vereinigung für Heimatschutz) und den Artikel: Bauernhaus-Forschung in: «Bündner Schulblatt», Jg. 14, Nr. 2, 1954.

Wäre diese Bewegung nicht schon wieder eine Entsprechung auf eine parallele Bewegung in Deutschland gewesen, wo Nationalphilosophen wie Lagarde, Langbehn oder Nietzsche, um nur einige zu nennen, gleichzeitig für eine «echte deutsche Kunst und Kultur» gekämpft haben, so könnte man, wie dies oft zu Unrecht behauptet wird, von einer rein bündnerischen Renaissance sprechen. Die Lektüre der damals publizierten Überlegungen und Gedanken beweist, dass die neue Liebe zum Nationalbewusstsein interessanterweise eine internationale Liebe war, dass man sich der Parallelerscheinungen wohl bewusst war und die geistige Verwandtschaft der eigenen nationalen Renaissance mit der deutschen Bewegung ohne Umschweife zugab. Man identifizierte sich mit einem Zitat in Langbehns «Rembrandt als Erzieher», das in der schweizerischen pädagogischen Zeitschrift von 1912 in aller Breite zitiert wurde: «Deutsches Volk, lass dir deine kulturelle Eigenheit nicht nehmen! Wehre dich wie ein Verzweifelter um deine echte deutsche Kunst, deine deutschen Sitten, dein deutsches Gemüt, um deinen Bauernstand, deinen Heimatboden, dein ruhiges, sinnendes Wesen.»[32]

Im «Freien Rätier» vom 26. November 1912 berichtete Emil Baur ganz stolz von dieser gegenseitigen Entsprechung. Graubünden, so wusste er zu berichten, würde in der «Deutschen Zeitschrift für Heimatschutz» das «Heimatschutzland» schlechthin genannt. «Schon heute fällt es dem Schweizerreisenden auf, wie viel grösser die Einheitlichkeit der Architektur in Graubünden zutage tritt, als wohl in den meisten anderen Schweizer Kantonen... Der Umschwung in unserem Bauwesen, die bewusste Regeneration begann in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts», erklärte Fritz Baur: «Es ist die süddeutsche Architekturschule, die uns den Frühling brachte.»

Schon wieder der internationale Bezug in einer so eminent nationalen Angelegenheit. Was hat es auf sich mit der süddeutschen Architekturschule? Die Zeiten Schinkels, Klenzes oder Weinbrenners waren vorbei. Man gab sich nicht mehr kosmopolitisch, man trug das graue Bündnertuch! Eben jene Architekten, die die Wahrzeichen bündnerischer Baukultur in den Jahren 1906–20 schufen, genossen ihre Ausbildung nicht etwa an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, sondern an den Ausbildungsstätten von München und Stuttgart.

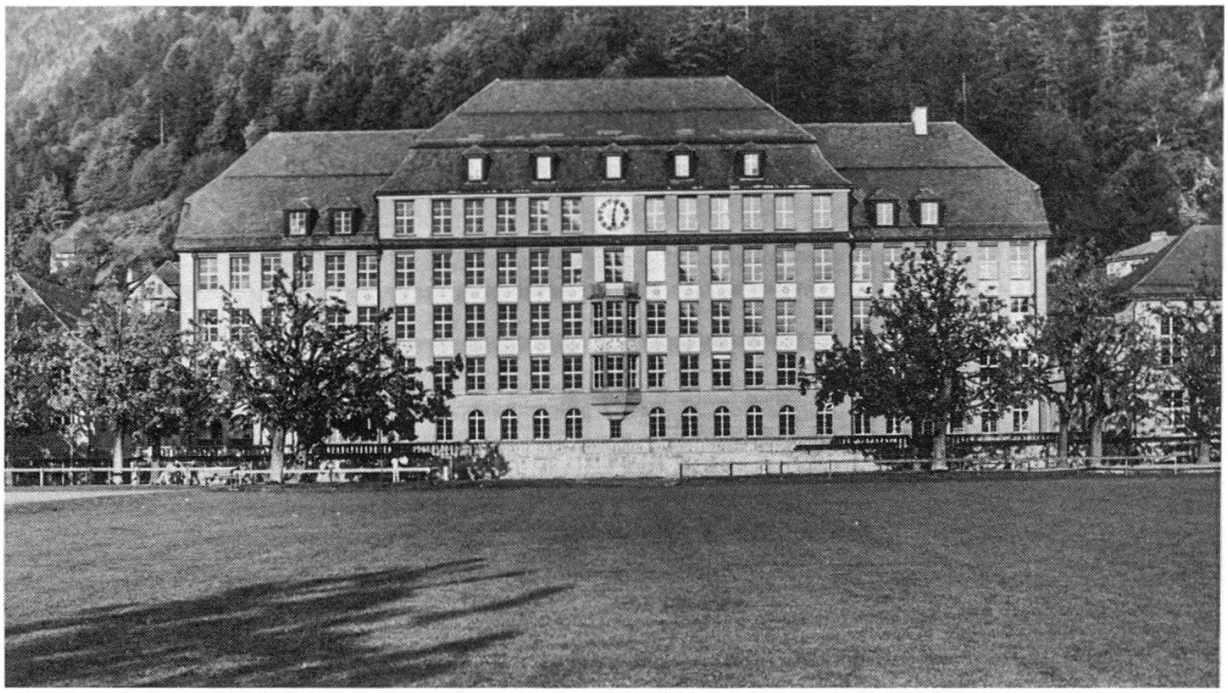
Der 1880 geborene Nikolaus Hartmann, Sohn des gleichnamigen Baumeisters, dessen Hotelbauten schon vorgestellt worden sind, studierte zwischen 1900 und 1903 an der Technischen Hochschule in Stuttgart. Sein Lehrer,

[32] Hartmann, Benedikt: zitiert Langbehn in: «Schweizerische pädagogische Zeitschrift» 1912, a.a.O., S. 31.

Theodor Fischer,[33] war einer der bedeutendsten süddeutschen Architekten der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg. Der vielbeschäftigte Architekt, der von der Brücke bis zum Siedlungshaus, vom Museum bis zur Kirche fast jede Bauaufgabe mit einer ihm eigenen traditionellen stilistischen Einfachheit und Strenge projektierte, führte die Modelle vor, die Nikolaus Hartmann in seinen Bauten gekonnt umgesetzt hatte: Die Verbindung von Architektur und Skulptur, die Verwendung von Naturstein, die undogmatische Anknüpfung an traditionelle

Eine der ersten Grossbauten des aus München heimgekehrten Nikolaus Hartmann d. J. stellt das 1906 erbaute Verwaltungsgebäude der RhB an der Churer Bahnhofstrasse dar. Die in der Planung differenziert mitberücksichtigte Baumbepflanzung des Vorplatzes musste zu grossen Teilen vor wenigen Jahren zugunsten eines unterirdischen Parkhauses weichen.

[33] Vgl. u.a.: Pfister, Rudolf: Theodor Fischer, München 1968



Die Arbeitsgemeinschaft Otto Schäfer und Martin Risch erbaute 1914 das massige, achsial auf den Quaderplatz ausgerichtete Quaderschulhaus.

Schon 1910 entstand das Hauptwerk dieser Architekten, die Graubündner Kantonalbank auf dem Postplatz.

Bauweise. Die nicht schematische, aber pointierte Anwendung architektonischer Prinzipien wie Achsialität, gezielte Blickführung, verhaltene Monumentalität, entsprach sowohl Fischers wie Hartmanns Architektursprache.

Fischer-Schüler zu sein war in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg Ehrensache. Bedeutende deutsche Architekten schmückten sich mit diesem Titel. Nikolaus Hartmann war bis zu Fischers Tod (1938) mit seinem ehemaligen Lehrer befreundet. Zu den in schweizerischen und deutschen Bauzeitschriften publizierten Bauten Nikolaus Hartmanns gehören unter anderem der Laubenhof in Chur (1905), das Verwaltungsgebäude der RhB an der Bahnhofstrasse in Chur (1906),[34] eine ganze Reihe von Hotelbauten, wie das Hotel Alpenrösli in Sils Maria, La Margna in Sils Baselgia,[35] La Margna in St. Moritz,[36] Silvretta in Klosters, das Segantinimuseum in St. Moritz («Der schlichte, fast herbe Bau, den Meister Hartmann am Waldesrand hart an der Straße, aber völlig dem lauten Getriebe des Verkehrs entrückt errichtet hat, atmet ganz den Ernst und die Hoheit des Meisters... Der Architekt hat mit den geringen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln ihm und zugleich sich selbst damit ein würdiges Denkmal gesetzt.»)[37] und schliesslich das von Campell[38] initiierte Engadiner Museum[39] in St. Moritz. Hartmanns planerisches Geschick brachte ihm einen ersten Preis für den Wiederaufbauwettbewerb des 1921 abgebrannten Dorfes Sent.[40]

Ähnlich Martin Risch (1880–1961),[41] der seit 1907 in Bürogemeinschaft mit Otto Schäfer in Chur oft diskutierte Werke des neuen «Bündner Stils», die

[34] «SBZ», 1913, S. 6 ff.
[35] «SBZ», 5. Januar 1907, S. 1, 29. Mai 1909, S. 277.
[36] «SBZ», 29. Mai 1909, S. 77
[37] «SBZ», 6. Mai 1909, S. 121.
[38] «SBZ», 6. Oktober 1906, S. 166 f.
[39] «SBZ», 6. März 1909, S. 121
[40] «SBZ», 14. Januar 1922, S. 19 ff. Der Nachlass der Architekten Hartmann ist seit 1983 Bestandteil des Staatsarchivs Graubünden.
[41] Vgl. dazu: Die Architekten Nikolaus Hartmann und Martin Risch, Aufsatz von Ulrich Christoffel in: Bedeutende Bündner aus fünf Jahrhunderten, Bd. II, Chur 1970, S. 550 ff. Zu Martin Risch vgl. auch: Schweizer Biografisches Archiv Bd. II: Risch, Martin: geb. am 15. 5. 1880 in Chur, Kantonsschule, Technische Hochschule München, 1904–06 bei Pfleghard und Häfeli in Zürich, 1907 Verbindung mit Otto Schäfer, seit 1924 in Zürich. Wichtigste Bauten: Graubündner Kantonalbank in Chur 1910, Kreuzspital in Chur 1911, Quaderschulhaus in Chur 1914, Hochalpines Töchterinstitut Fetan 1916, Sanatorium Altein, Arosa 1916, Umbau Martinskirche und Turm 1918. – Zu den prominenten «Heimatschutz-Architekten» der Vorkriegszeit gehörte auch Otto Manz, der mit seinem Entwurf für die Seminar-Übungsschule mit Laboratoriumsgebäude in Chur den ersten Preis gewann. Vgl. «SBZ», 19. Dezember 1908, S. 325. Vgl. auch den von Otto Manz vorgenommenen Umbau des Gasthauses Zur Rebleuten in Chur, publiziert in: «SBZ», 29. September 1917, S. 154 ff.

Graubündner Kantonalbank am Postplatz 1910,[42] die Siedlung Stampagarten 1910, das Kreuzspital in Chur 1911, das Quaderschulhaus 1914,[43] das hochalpine Töchterinstitut in Fetan 1916, den Umbau der Martinskirche und des Martinsturms 1918 usw. geschaffen hatte. Die Bauten der Bürogemeinschaft Schäfer und Risch sind in vielen Fachzeitschriften veröffentlicht worden. Als Student der Technischen Hochschule in München hörte er bei Friedrich von Thiersch und Gabriel von Seidl. Martin Risch war, wie sein Biograph Ulrich Christoffel schreibt, für Malerei ebenso begabt wie für die Architektur. Er schwankte, ob er Maler oder Architekt werden sollte.[44]

Die Epoche der Heimatschutzarchitektur erhielt durch zwei gesellschaftliche Begebenheiten ihre besondere Chance zur Selbstdarstellung:

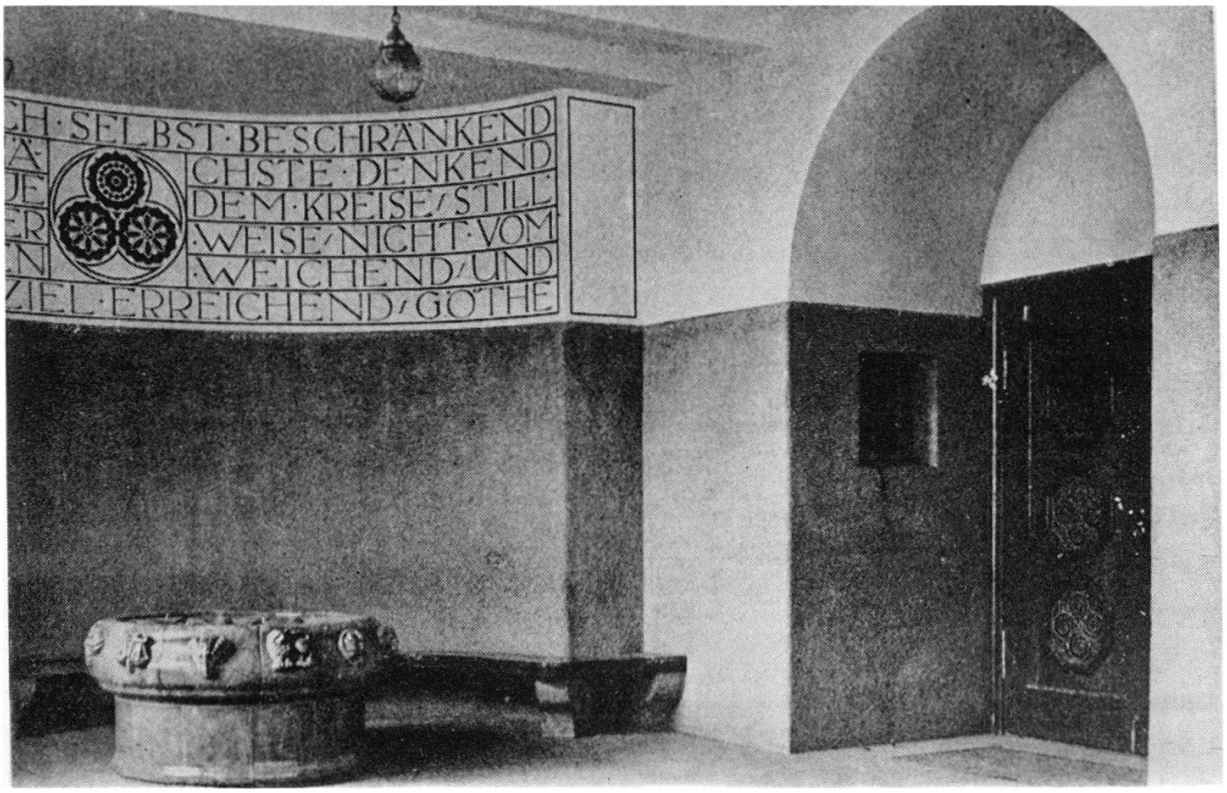
1. Die Industrie- und Gewerbeausstellung in Chur 1913 auf der Quader[45] war die inzwischen vierte Schau dieser Art, die in Chur seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gezeigt worden war (Vorläufer: 1846: 30 Aussteller in einem Schulzimmer der Churer Stadtschule; 1877 im 1863 erbauten Kantonalen Zeughaus; 1891 im Châletgarten gegenüber dem Kunsthaus). Die architektonische und planerische Oberleitung hatten die Architekten Schäfer und Risch. Ihr damals im Rohbau befindliches Quaderschulhaus bildete die räumliche Kulisse

[42] Wettbewerb für den Neubau der Graubündner Kantonalbank in Chur, in: «SBZ», 23. Oktober 1909. Der Jury gehörten an: Prof. Friedr. v. Thiersch, München; Prof. Karl Moser; Bankdirektor J. N. Niggli («SBZ», 10. April 1909, S. 197). Es gingen 85 Projekte ein. Gemeinsam für den 1. Preis vorgeschlagen waren unter dem Motto: «Marenghin» die Firma Schäfer und Risch, Chur, und unter dem Moto «Krösus» die Gemeinschaft Heinrich Bräm und Fritz Grimm, Zürich. Die Teilnahme Friedrich von Thierschs im Preisrichterkollegium zeigt an, dass die eigentlichen «Väter» des bündnerischen Heimatschutzes wichtige baupolitische Funktionen inne hatten, so gehörte z.B. Theodor Fischer beim Wettbewerb zur Erlangung eines Bebauungsplanes für das Gebiet zwischen Obersee und Maran in Arosa im Jahre 1912 zum Preisgericht (Vgl. «SBZ» 27. April 1912, S. 235 und in «SBZ» 16. November 1912): Den ersten Preis unter dem Motto «Bergsee» erhielten die Architekten Meier und Arter, Zürich, den dritten Preis unter dem Motto «Arkadien» die bekannte Firma Schäfer und Risch. Die Wagnerische Verlagsanstalt Bern hat 1912 eine Monographie zum fertiggestellten Bau der Kantonalbank veröffentlicht. Vgl. auch: «SBZ» 1912.

[43] Zum Quaderschulhaus vgl.: «SBZ» 1912, S. 223 ff. Wettbewerb. 1. Preis unter dem Motto «Haus Ardüser», Schäfer und Risch (Zur Ausführung empfohlen). 2. Preis: Motto «Montalin», Otto Manz, 3. Preis, Motto «Juventuti inserviens», J. E. Willy. Bericht über den fertiggestellten Bau von Schäfer und Risch, in: «Das Werk», Heft 12, Dezember 1915.

[44] Ulrich Christoffel: Die Architekten Nikolaus Hartmann und Martin Risch, in: «Bedeutende Bündner aus fünf Jahrhunderten, Bd. II, Chur 1970, S. 550 ff.

[45] Vgl. Hügli, Emil: Bündnerische Industrie- und Gewerbeausstellung in Chur 1913, Denkschrift, Chur 1913 mit Angaben zu den Vorläufer-Ausstellungen. Darüberhinaus insbesondere: Bündnerische Industrie- und Gewerbe-Ausstellung Chur 1913, Amtliche Generalziehungsliste vom 30. Oktober 1913; und: Bündnerische Industrie- und Gewerbe-Ausstellung Chur 1913, Das Engadinerhaus. Kollektivausstellung der freien Vereinigung Oberengadiner Gewerbebetreibender, Samedan 1913; und: Bericht über die im Mai und Juni 1891 in Chur stattgehabte kantonale Gewerbe-Ausstellung, Chur 1891; Kantonale Gewerbe-Ausstellung Chur 1891, Katalog, Chur 1891; Bericht über die im Dezember 1877 in Chur stattgehabte bündnerische Industrie- und Gewerbeausstellung 1877 in Chur, Chur o. J.



Die Innenraumgestaltung wurde von den Heimatschutz-Architekten mit derselben Konsequenz durchgezeichnet. (Foyer des Quaderschulhauses von Schäfer und Risch, 1910)

Arvenstube des auf der Industrie- und Gewerbeausstellung 1913 gezeigten Engadinerhauses. Entwurf Nikolaus Hartmann.

für die Gesamtschau auf der Quader. Das Engadiner Haus mit seiner reichgeschmückten Arvenstube schuf Nikolaus Hartmann. Auch hier wirkte also wieder das bewährte Architektur-Triumvirat.

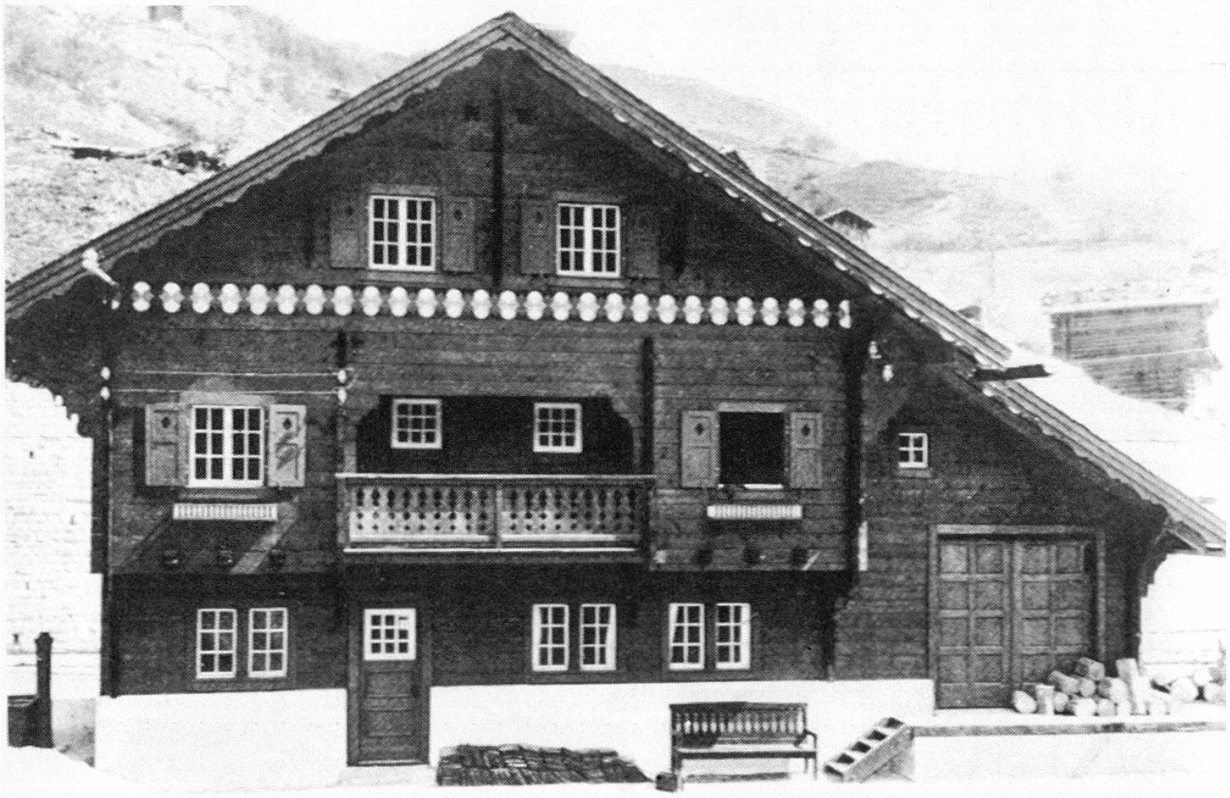
2. Die zweite Chance bot dem neuen Bündnerstil der damals zahlungskräftigste Bauherr, die Rhätische Bahn.[46] Das von Nikolaus Hartmann erbaute Verwaltungsgebäude an der Bahnhofstrasse in Chur wurde schon erwähnt. Die neuen Bahnlinien ins Engadin (1903) oder die nach dem Kurort Arosa (1914) erhielten nicht nur die seitdem weltberühmten Viadukte, sondern, vor allem in diesen beiden Fällen, einheitlich geplante und gestaltete Stationsgebäude. Die kulturfördernde Auftragsvergabe der RhB hat Ulrich Christoffel in einem Artikel in der «Neuen Bündner Zeitung» vom 14. 12. 1962 hervorgehoben. zu erinnern ist an die Linie Bevers-Schuls, deren Bauten der RhB-Architekt Lorenz gestaltet hatte.[47] Zu erinnern sei weiterhin an die «holzgestrickten» Stationsgebäude der Chur–Arosa-Bahn von Alfons Rocco.[48] «Er, der gebürtige Engadiner, hat das den meisten Beschauern wohl nicht zum Bewusstsein gekommene Wagnis unternommen, einen Holzbau ganz selbständig, planmässig und zweckentsprechend völlig neuen Bedürfnissen anzupassen, ihn mit einem gar nicht talüblich steilen Dach zu versehen, ihn mit Walliserschiefer einzudecken, weil der Bündnerschiefer nichts taugt – und doch Häuser zu schaffen, die vom naiven Heimatschützler ganz stolz als ‹Muster des Heimatschutzstils› angesprochen werden.»

[46] Die bündnerische Eisenbahnentwicklung zwischen 1888 und 1913 hat sich wie folgt vollzogen:
1888, 1889: Landquart – Klosters
1890: Klosters – Davos
1894: Landquart – Chur, Chur – Thusis (in Betrieb 1896)
1896: Name «Rhätische Bahn»
1898: Thusis – St. Moritz, Reichenau – Ilanz (Planung)
1903: Thusis – Celerina
1904: bis St. Moritz
1903: Reichenau – Ilanz
1908: Samedan – Pontresina
1909: Davos – Filisur
1912: Ilanz – Disentis
1913: Bever – Scuol
Im Herbst 1984 erscheint in Chur eine Arbeit von Luzi Dosch: «Die Bauten der Rhätischen Bahn.»

[47] Linie Bever – Scuol, vgl.: «SBZ» 6. Juni 1914, mit vorzüglichen Kunstdrucktafeln. «Getreu ihrem bisherigen Brauche war die Bahnverwaltung auch hier bestrebt, die Hochbauten dem jeweiligen Charakter der Gegend anzupassen... Zu beachten ist, dass in dem Hochtal von 1700–1300 m Meereshöhe mit seinen kalten, schneereichen Wintern der Steinbau mit Schieferplattendeckung das Gegebene ist.» In derselben Nummer wird über die Linie Ilanz – Disentis berichtet: «Im Gegensatz zu den Stationsbauten im Engadin konnte hier im milderen waldreichen Bündner Oberland für die kleineren Gebäude die ortsübliche Holzbauweise angewendet werden.» (Arch. M. Lorenz) (S. 346, mit Kunstdrucktafeln)

[48] Vgl. Moeschlin, Felix: Die Stationsgebäude der Chur–Arosa-Bahn, in: «Das Werk», 1916, S. 129 ff.

Die «holzgestrickten» Stationsgebäude von Alfons Rocco ...



... begleiten die Arosabahn.

Die Heimatschutzdiskussion war nicht mehr wegzudenken. Fast ohne Ausnahme wurden alle Bauaufgaben im Sinne dieser Strömung, im Sinne dieses gestalterischen Konsenses gelöst. Jede Bewegung läuft Gefahr, in eine neue Gegenbewegung umzuschlagen. Vielleicht muss man auch unseren Heimatschützlern den Vorwurf des allzu Urchigen, des allzu Bodenständigen, des allzu Nationalen machen. Bestand hier nicht die Gefahr eines neuen Provinzialismus? Die Heimatschutzdiskussion erlebte zwar ihren Höhepunkt in jenen Jahren vor 1920. Sie ist aber seitdem bis heute nicht völlig ausgeblendet. Die damals ins Leben gerufene Architektur-Ideologie dauert noch immer, unterstützt von Presse und offiziellen Statements, an. In neuester Zeit hat die regionalistische Architektursprache wieder Aufwind und Verve durch die Rudolf Olgiati gewidmete Ausstellung an der ETH Zürich erhalten. Die besonderen Probleme, die sich hier auftun, lassen sich leider in diesem Zusammenhang nicht mehr erläutern. Wichtig erscheint allein der «lange Atem» des Heimatschutz-Bauens im Kanton Graubünden, der, wie mir scheint, sich recht intolerant gegenüber anderen ebenso tragenden architektonischen Leitideen verhält.

4.4. *«Neues Bauen»*

Trotz dieses starken, fast unbeirrbaren architektonischen Selbstverständnisses bedeutete der Erste Weltkrieg von 1914–1918 einen Einschnitt in der Geschichte des Kantons. Nach kurzer ökonomischer Krise zu Beginn des Krieges erlebte die schweizerische Exportindustrie durch den steigenden Bedarf der kriegsführenden Länder einen enormen Aufschwung. (12% in der Metallindustrie zwischen 1914 und 1917, 30% in der Chemie im gleichen Zeitraum). Trotzdem mussten die lohnabhängigen Schweizer in diesen Jahren eine 25–30%ige Reallohneinbusse auf sich nehmen. Zwischen April 1914 und März 1919 betrug die Preissteigerung von Schweinefleisch 100:375, beim Brot 100:209, bei Briketts 100:488. Im selben Zeitraum stiegen die Löhne der Berufsarbeiter von 100 auf nur 197.[49]

Als Reaktion darauf stieg die Zahl der Streikbewegungen in den Jahren 1917/18 auf einen bis dahin nie erreichten Höhepunkt. Am 5. November 1918 erliess der Bundesrat ein Truppenaufgebot von 100000 Mann zum Schutz des Staates gegenüber seinen eigenen Arbeitern. Am 11. November legten auf Grund der aufgespeicherten Unzufriedenheit 300000 Lohnabhängige ihre Arbeit nieder (Generalstreik). Revolution und Räterepublik in Russland, 1917, Novemberrevolution in Deutschland, 1918, waren die internationalen Entspre-

[49] Vgl. Schweizerische Arbeiterbewegung, Zürich 1975, S. 159

chungen. Bei Streikende wurden die Streikforderungen, sofortige Neuwahl des Nationalrates und Einführung der 48-Stunden Woche, durchgesetzt. Weitere Forderungen nach Einführung einer Alters- und Invalidenversicherung oder nach dem Frauenstimmrecht wurden erst Jahrzehnte danach realisiert.

In Graubünden schäumten die politischen Wogen der Fabrikarbeiter nur leise. Aber die patriarchalische Ruhe und Ordnung der Vorkriegszeit war vorbei. Die Diskussion um Ausbeutung und Manipulation, um Lohn und Arbeit wurde auch hier, hinter vorgehaltener Hand, geführt. Es wurde eingangs erwähnt, dass die geschichtlichen (politischen, ökonomischen, kulturellen) Prozesse Vorbedingungen für Stil- und Gestaltungsentwicklungen der Architektur sind. So hat auch die weltweite Emanzipationsbewegung, die die Abdankung der alten autoritären Machtstrukturen in Deutschland und Österreich provozierte, ihre eigene Architektur. In Holland, Deutschland, Frankreich wurde die Architekturdiskussion jener Jahre entsprechend der politischen Stimmung engagiert und emotional geführt. Die soziale Frage stand im Vordergrund. Architektur sollte nicht mehr Symbole für die überlieferten Machtstrukturen bereitstellen, Architektur sollte für die dringenden Zeitfragen, des Massenwohnungsbaus zum Beispiel, Resultate und Antworten liefern.

In Berlin, Frankfurt, Wien, in Amsterdam und Rotterdam entstanden die «Grosssiedlungen» der zwanziger Jahre, die einheitlich geplanten Wohnkomplexe für die unteren Einkommensschichten. In der Schweiz hatten kurz nach dem Krieg der spätere Bauhaus-Direktor, Hannes Meyer, in Muttenz bei Basel und der ETH-Dozent Hans Bernoulli in Zürich und Basel mit gartenstädtischen Anlagen auf diese Frage geantwortet.

Das interessante Phänomen der Schweizerischen Architekturdiskussion, der etablierten Berufsverbände von SIA, BSA und Werkbund jener frühen zwanziger Jahre, sind nicht ihre Beiträge zur neuen Situation, sondern ihr Schweigen oder Verschweigen. An der ökonomischen Krise, die den Kriegsjahren folgte, litt auch der Architektenstand. Die Diskussion war geprägt von der Hoffnungslosigkeit und von der Schwermütigkeit der alten Vorstellungen. In einer Sitzung des Zentralkomitees des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins in Savièze (Wallis) wurde eine Resolution gegen den «Individualismus des Neuen Bauens» verabschiedet. Was liess die alten Herren die Alarmglocke ziehen?[50]

Eine kleine Gruppe progressiver Architekten, die Schweizer Hans Schmidt und Emil Roth, der Holländer Mart Stam, der Russe El Lissitzky veröffentlichten 1924 in ihrer neuen Zeitschrift «ABC, Beiträge der neuen Architektur», folgende programmatische Wortreihe, die sich im nachhinein kaum so angster-

[50] Vgl. «Das Werk», 1923, S. 184 und 210

regend revolutionär anhört. Für das damalige Establishment aber, das im Handwerk, in der Tradition, im Monumental-schweren dachte, ein rotes Tuch:

bauen	klarheit	massenproduktion
gestaltung	zweck	
das ganze	funktion	technisch – ökonomisch – sozial
kollektiv	organisation	wirtschaftlich
	norm	gesellschaftlich
das ganze	bausystem	stadt
element		
problem		
	produktion	neu
ingenieur	produkt	junge kräfte
maschine, maschinell	masse	

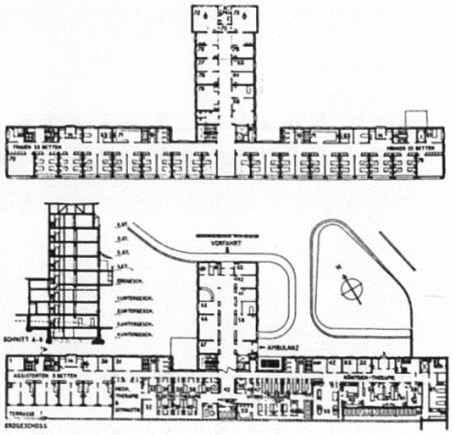
Was die offiziellen Architekturzeitschriften verschweigen oder nur spärlich veröffentlichten, die Projekte der Holländer, der Deutschen, der Franzosen, das wurde hier publiziert. «ABC» wurde das Forum der neuen Architektur. Werner Moser, Max Ernst Häfeli, Rudolf Steiger gesellten sich nach Jahresfrist zur kleinen, avantgardistischen Gruppe. 1928 wurde auf Schloss La Sarraz der 1. Internationale Kongress für moderne Architektur (CIAM) veranstaltet, ein international viel beachtetes Ereignis, ein national desavouiertes Ereignis. Was war geschehen? Die Architektur-Väter der Vorkriegszeit wurden von einer jungen Architektengruppe in Frage gestellt. Man verschloss ihr deshalb vorerst die Türen zur ETH, man versuchte sie totzuschweigen, oder wenn es gar nicht anders ging, wetterte man gegen die Gruppe und schimpfte sie Kulturbolschewisten. Es kam zum Streit zwischen den Alten und den Jungen – der Generationenstreit lief unter dem Motto: Heimatschutz oder «Neues Bauen». Tradition oder Moderne.

Diese gesamte Entwicklung lief am Kanton Graubünden vorbei, fast vorbei. Die Baukonjunktur kam hier beinahe zum Erliegen, und mit ihr die Diskussion. Wer noch konnte, beteiligte sich an den Gesprächen im Unterland. Nikolaus Hartmann besuchte mit Paul Bonatz, dem ehemaligen Assistenten Theodor Fischers 1924 die schwedische Hauptstadt Stockholm. Begeistert kam Bonatz zurück vom Bau Ragnar Östbergs Stadthaus. Begeistert war Nikolaus Hartmann, und im Auftrage des SIA reiste er durch die Schweiz, um seine Begeisterung mitzuteilen, um den Strömungen für eine moderne Architektur eine gewichtige Stimme entgegenzusetzen.

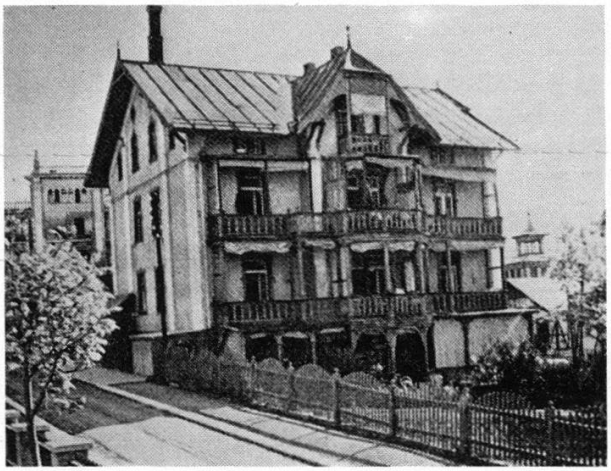
Die Stildiskussion erhielt eine ungewollte Ergänzung und Verstärkung in der politischen Entwicklung des Nachbarstaates Deutschland. Nationales und In-

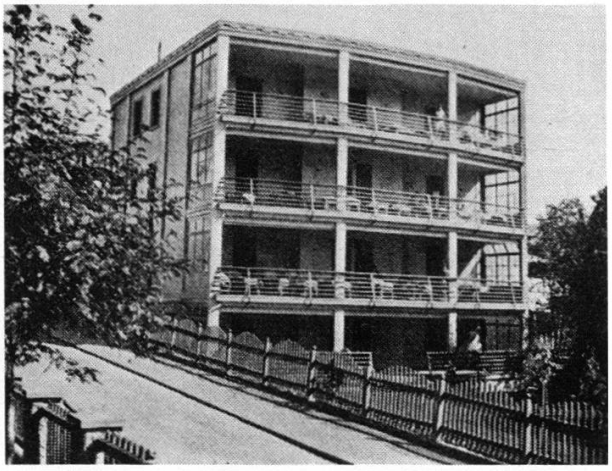
ternationales erhielten von daher einen neuen Klang. Bekannt sind die Verflechtungen mit dem nationalsozialistischen Denken, bekannt sind auf der anderen Seite auch die Aktionen der antifaschistischen Kräfte.

Auf dem Sektor des bildnerischen und architektonischen Gestaltens wurde die Devise ausgegeben: Widerstand durch Stützung der eigenen nationalen Kräfte, der eigenen nationalen Aussage. Also: Nationalismus gegen Nationalismus. Mit dieser Interpretation rückte man auch den unfolgsamen Jungen des «Neuen Bauens» zu Leibe. Heimatstil und Moderne standen sich als unvereinbare Antipoden gegenüber. 1936 kam es zu einer Aussprache und einer Art Koalition: Die Zeitschrift «Weiterbauen», die von einer ähnlichen Gruppierung



Das «neue bauen» wurde in Graubünden am konsequentesten von Rudolf Gaberel, Davos, vertreten (Rhät. Kantonsspital, Chur 1941)





Der Umbau des Jahres 1928 einer Villa in Davos zu einer Privatpension durch Rudolf Gaberel zeigt die kompromisslose Handschrift jener Zeit.

wie die Zeitschrift «ABC» herausgegeben wurde, veranstaltete eine Tagung zum Thema «Heimatschutz und Neues Bauen»: «Der Heimatschutz war bei seiner Gründung eine junge und mutige Bewegung. Er setzte sich ein für bodenständiges, bäuerliches Handwerk gegenüber der seelenlosen Mechanisierung durch die Industrie. Er setzte sich ein für eine Rückkehr zur Tradition, zu einer Zeit, wo regellos alle Stile blühten, wo der Architekt zu einer Art von virtuosem Dekorateur herabgesunken war. Heute läuft dieselbe Bewegung Gefahr, verstaubt und langweilig zu werden, denn die kulturellen Werte haben sich etwas verschoben. Was damals gut und solide war, wirkt heute reaktionär.»

Der Gang durch die Architekturgeschichte des Kantons Graubünden im 19. und 20. Jahrhundert hat aufgezeigt, dass die hiesige Architekturentwicklung immer wieder durch Impulse von aussen bewegt und verändert worden ist.